

## **Predigt über 2. Mose 3,1-14**

*(Familienkirche Obkfg – letzter So.n.Epiphantias – 5.2.2017)*

Liebe Gemeinde!

Das hatte Mose sich sicher alles ganz anders vorgestellt! Er muss Schafe hüten. Noch nicht einmal seine eigenen, sondern die seines Schwiegervaters. Was für ein Abstieg!

Mose war am ägyptischen Hofe groß gezogen worden. Eigentlich war er ein Hebräer, ein Israelit, ein Sklavensohn. Doch die Tochter des Königs, des Pharao, hatte ihn adoptiert. Vor ihm lag eine sorgenfreie Zukunft. Wahrscheinlich hätte er Karriere gemacht.

Aber dann war es geschehen. Er hatte nicht vergessen können, woher er eigentlich kam. Und als er einmal mit ansehen musste, wie ein ägyptischer Aufseher einen hebräischen Sklaven schlug, da hatte er den Ägypter erschlagen. Das war herausgekommen – und Mose musste fliehen.

Ein Flüchtling war er. Einer, der darauf angewiesen war, dass ihm irgendwo Asyl gewährt wurde. So war er nach Midian gekommen und Schafhirte geworden. Nein, so hatte er sich sein Leben sicher nicht vorgestellt.

Aber er hatte Fuß gefasst in Midian. Er hatte geheiratet, eine Familie gegründet, sich mit seinem Schicksal abgefunden. Hier in Midian würde er alt werden, dachte er. Doch es kam anders. Gott hatte etwas mit Mose vor. Er will, dass Mose die israelitischen Sklaven in die Freiheit führt. Aber dafür muss Mose zurückkehren nach Ägypten – in das Land, aus dem er geflohen ist. Er will das nicht. Doch Gott lässt nicht locker.

Und wieder gilt: So hatte sich Mose sein Leben nicht vorge-

stellt. Durchkreuzte Lebenswege – so könnte die Überschrift über diese Phase seines Lebens lauten.

Durchkreuzte Lebenswege. Neulich wurde in einer Talkshow im Fernsehen eine noch jüngere Frau befragt. Sie war auffällig gekleidet – wie eine Punkerin. Sie war gepierct und gestylt. Sie wirkte gepflegt, aber ihr ganzes Äußeres fiel aus dem Rahmen.

Warum war sie in der Talkshow? Sie hatte Krebs bekommen. Und das war der Anlass, darüber nachzudenken, was sie mit ihrem Leben anfangen wollte. Sie hatte sich mit der Krankheit auseinandergesetzt, auch mit dem Sterben und dem Tod. Das hatte sie dahin gebracht, sich um Sterbende zu kümmern. Über siebzig Menschen hatte sie schon in den Tod begleitet. Sinngemäß sagte sie: „In gewisser Weise bin ich dem Krebs dankbar. Ohne diese schwere Erkrankung wäre ich nie dazu gekommen, meine Lebensaufgabe zu finden: Sterbende zu begleiten.“

Mich hat das beeindruckt. Ein durchkreuzter Lebensweg führt dahin, die eigene Lebensaufgabe zu finden, die eigene Berufung.

Ich habe das in dieser Deutlichkeit noch nicht erlebt, aber ich kenne solche Erfahrungen: Wenn sich Türen im Leben verschließen, wenn ich scheitere, wenn ich eine Niederlage erleide und mir das etwas ausmacht, tut sich oft eine neue Tür auf. An einer ganz anderen Stelle. Und wenn ich durch diese neue Tür gehe, erfahre ich etwas Neues. Etwas, das mich weiterbringt. Etwas, das mein Leben reicher macht. Etwas, das ihm einen Sinn gibt, unter Umständen einen neuen Sinn.

So war das auch bei Mose. Er hatte sich sein Leben ganz anders vorgestellt, aber Gott tritt ihm in den Weg und lässt ihn seine Berufung, seine Lebensaufgabe finden.

Dabei will Mose das zunächst gar nicht. Er will nicht zurück nach Ägypten. Er will nicht diese große Aufgabe übernehmen. Er fragt: „Wer bin ich?“ „Wer bin ich, dass ich zum Pharao gehe und führe die Israeliten aus Ägypten?“

Wer bin ich denn schon? Ich glaube, diese Frage kennen wir. Bei uns lautet sie oft so: Was kann ich schon verändern? Was kann ich schon bewirken? Ich bin doch nur so ein kleines Licht. Und wenn ich mich einmische, dann bekomme ich nur Schwierigkeiten.

Auf der einen Seite kann ich das gut verstehen. Auf der anderen Seite aber geht Wichtiges verloren. Gerade in den jetzigen unruhigen Zeiten, in denen so vieles durcheinandergeht, braucht es Menschen, die sich einbringen, die sich einmischen, die Stellung beziehen – im Kleinen wie im Großen. Schweigen und sich heraushalten, anderen das Feld überlassen – das ist der falsche Weg.

„Wer bin ich, dass ich zum Pharao gehe und führe die Israeliten aus Ägypten?“ Ja, ich verstehe, dass Mose so fragt. Ich hätte genau so reagiert.

Dabei hatte Gott ihn ja schon etwas vorbereitet. Da war dieser Dornbusch, der brannte, aber nicht verbrannte. Da war diese Stimme, die Mose bei seinem Namen rief: „Mose, Mose!“

Und Mose war auch nicht weggelaufen, sondern hatte sich gestellt: „Hier bin ich.“ Wie schnell laufen wir weg, wie schnell weichen wir aus, wenn wir merken: Ich bin gemeint. Ich erlebe das manchmal bei Menschen, die miterleben mussten, wie ein naher Angehöriger starb. Sie haben erfahren, wie endlich das Leben ist, wie vergänglich. Das, was sie da erlebt haben, könnte Anlass für sie sein, einmal über das eigene Leben nachzudenken. Auch über das eigene Sterben. Darüber, was wichtig sein soll in ihrem Leben. Doch an-

statt sich zu stellen - „Hier bin ich.“ - machen sie weiter als wäre nichts gewesen, als ginge alles immer so weiter.

Ganz anders die Menschen, die mitunter nach einem Gottesdienst zu mir kommen und sagen: „Da war heute ganz viel für mich dabei.“ Ich verstehe das dann immer so: Sie wollen sagen: Gott hat mich angesprochen. Mir ist etwas klar geworden. Ich fühle mich herausgefordert. Ich will darüber weiter nachdenken. „Hier bin ich.“

Mose soll die Schuhe ausziehen, ein Zeichen der Ehrfurcht. Ein Zeichen dafür, dass er begreift: Hier passiert jetzt etwas Besonderes. Immer wenn Gott uns anspricht, ist das etwas Besonderes, etwas Heiliges. Dann ist es gut – im Bilde gesprochen -, die Schuhe auszuziehen. Nicht einfach weiterzugehen, sondern stehen zu bleiben. Nicht einfach weiterzumachen, sondern inne zu halten. Und hinzuhören.

Mose hört hin. Er hört die Stimme sagen: „Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs.“ Also der Gott seiner Vorfahren.

Mir ist nicht klar, was Mose von diesem Gott weiß. Sicher wird ihm seine Mutter von ihm erzählt haben. Oder auch sein Vater. Er war ja – bevor die Tochter des Pharao ihn ganz zu sich holte – zeitweise noch bei seinen Eltern gewesen. Doch dann war er ägyptisch erzogen worden. Sicher hatte man ihm die Götter Ägyptens nahe gebracht.

Also: Mose ist vermutlich kein Experte, was Gott angeht. Möglicherweise hat er so eine Art „Mischglauben“: ein bisschen den Glauben Israels, ein bisschen den Glauben Ägyptens. So geht es ja heute auch vielen Menschen. Sie mischen sich ihre Glaubensmischung zurecht, ihren Glaubenscocktail. Man spricht nicht umsonst von der Patchwork-Religiösität: von allem ein bisschen. Was eben zur eigenen Meinung passt. Das Unangenehme, das Kritische, das, was

mich hinterfragt, wird herausgelassen.

Mag sein, dass das bei Mose ganz ähnlich ist. Umso wichtiger, dass er etwas begreift von dem einen, von dem lebendigen Gott.

Das Erste, was er da begreifen kann, ist dieses: Gott will es mit uns Menschen zu tun haben. Er ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs gewesen. Die haben erlebt, dass er auf sie zukam. Dass er für sie da war. Und das, obwohl sie im Leben beileibe nicht alles richtig gemacht hatten.

Gott will es mit uns Menschen zu tun haben. Er nimmt teil an unserem Leben. Von daher ist es ihm nicht egal, wie es uns geht. Er will uns befreien von dem, was uns beschwert und belastet: „Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen ... Und ich bin herniedergefahren, dass ich sie errette aus der Ägypter Hand ...“

So stellt Gott sich Mose vor. Das alles reicht aber noch nicht, um Mose bereit zu machen, nach Ägypten zu gehen. „Wer bin ich?“, fragt er. Und dann schiebt er noch etwas nach. Er fragt nach dem Namen Gottes. Nach dem Namen dessen, der seinen Lebensweg durchkreuzen und ihn nach Ägypten schicken will.

Und Gott antwortet mit einem Wort, das im Hebräischen vermutlich „Jahwe“ ausgesprochen wird. „Jahwe“ – der Name Gottes. Aber es ist kein Name wie etwa „Anna Meier“. Wenn wir eine Anna Meier kennen und ihren Namen hören, dann haben wir sie vor Augen. Wir wissen, wie sie aussieht. Vielleicht wissen wir auch, wie ihre Stimme klingt. In gewisser Weise „begreifen“ wir sie. Sie ist für uns fassbar.

Gott aber können wir letztlich nicht fassen, nicht begreifen. Das wird ganz deutlich, wenn wir uns die Übersetzung von „Jahwe“ klar machen. „Jahwe“ heißt so viel wie: „Ich werde sein, der ich sein werde.“ Oder: „Ich bin, der ich bin.“ Man

könnte auch übersetzen: „Ich bin da. Ich werde da sein.“

Wir merken: Das ist ein ganz anderer Name als etwa „Anna Meier“. Eine Anna Meier können wir irgendwie greifen, begreifen, der „Ich bin, der ich bin“ hingegen ist für uns unbegreiflich, unfassbar. Wir werden in diesem Leben immer Fragen an ihn haben. Wir bekommen ihn nicht unter in unsere Bilder, in unsere Vorstellungen, in unsere Worte und Begriffe.

Das heißt auch: Er ist für uns unverfügbar. Wir können ihn zu nichts zwingen. Wir können ihn uns nicht dienstbar machen, uns und unseren Interessen. Er ist größer als alles andere.

Es schwingt noch etwas Zweites mit beim Namen „Jahwe“ „Ich bin“. „Ich bin da.“ Das heißt auch: Der für uns unfassbare und unverfügbare Gott ist eine Wirklichkeit. Eine größere Wirklichkeit als alles das, was uns bedrängt und bedrückt. „Ich bin da“ – dieser Gott fordert uns heraus: „Rechne mit mir. Rechne mit meiner Wirklichkeit.“

„Ich bin da“ heißt schließlich: Dieser Gott geht mit. Er geht mit uns durch das Leben. Er geht mit Mose - nach Ägypten. Und er geht auch mit uns, was auch immer kommen und geschehen wird.

Beides ist also in diesem Namen „Jahwe“ enthalten: Gott ist größer als alles, was wir uns vorstellen können. Wir können ihn letztlich nicht begreifen. Eines aber dürfen und sollen wir begreifen, nämlich das Entscheidende: Dieser für uns unbegreifliche Gott geht mit. Er ist da. Jetzt und in der Zukunft.

Das dürfen wir uns sagen lassen. Darauf dürfen wir vertrauen. Auch dann, wenn es im Leben anders kommt als wir uns das vorgestellt haben. Auch dann, wenn wir herausgefordert sind zu einem Weg, den wir von uns aus erst einmal so nicht gewählt hätten. Der „Ich bin da“ geht mit. Amen.